

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 353. Was wer'n Sie dente, Mister Edithor, der Philipp, was mein Hosband is, is an der Röhnd für Leckersch zu halte! Hätte Sie jemals so ebbs for passibel gelhalte? Awmer es is doch e Pöckel. Er is von en Bruder gebietert worde die Leckersch in den Interesit von der Liederbiebels zu halte un ich werch nit was mich mehr surpreis ducht, den Phil seine Dummeheit odder sein Köf. Wei Gutnes, wie hat der arme Keller da gefosse un hat sich sein Ropp getruwlet, bis er sei Spietsches an schwarz un weiß gehabt hat! Alle Minnit hot er mich gefragt, wie Wortis gepelt wer'n. Ich will Ihne sage, in das Spelle da ducht ich es mit einigem aufnemme, da brin sin ich schon in die Schul immer wech ob gewese un Sie könne mich einiges Wort frage un wenn es das härteste war, dann sag ich Ihne reiteweg, wie es gepelt werd. So for Anstanz hat der Philpp gefragt: Seh Lizzie, wie ducht du Libbertie spelle un mitaus e Minnit zu warte hen ich gesagt: Ell wie doppel-bie ie er rie. Wuch das Wort League hat er auf beitsch gepelt wen wolte. Da hen ich gesagt: in beitsch ducht mer das El ei ie tische spelle un so hen ich ihn noch mehr wie punnett mal aus die Verlegenheit gelofte.

Er hat mich auch sein Spietsch emal immer lese lasse un da hen ich die Händs immer den Ropp zusammenge-schlage! For Hewens Sehs, Phil, wie tannst du sein Röhnd hen so en Nonienz zusamme zu schuffern, du kriegt ja faule Eier an den Ropp geschmissen un nach dein erschte Spietsch kriegt du Order reiteweg von den Tripp heim zu komme. Da hätte Sie ihn awmer emal höre solle! Bei Galle hat er gefragt, ich will nit diemeie, daß du mich in das Spelle e wenig biete ducht, awmer da hen ich nie nit viel drumm gewese. Wenn ich en Effort mache deht, dann sollst du emal sehn, daß ich auch in den Spelle obhch sin. Wenn du awmer so weit gehn ducht un willst mich sage, ich könnt kein Spietsch mache, odder ich deht Nonienz sage, dann zieh ich die Lein. Ich sage dich jeht schon so viel, daß ich mit meine Spietsches en Pitt mache un daß die ganze Kontrie von mich spreche ducht; ich fühle jeht schon so ebbs, als wenn ich die ganze Prohibitschen Bahrtie ausmache deht un wenn du e wenig warte willst, dann werichst du es ausfinne un bist du praut auf mich un du tannst dich ebbs dadrauf ein-bilde, daß du so en bedeutende Mann for en Hosband hast.

Well, for so en Wischwasche hen ich off Röhnd nit viel gewese, bitahs ich hen gewücht, daß wenn der Philipp so grose Gelpedieschens hat, daß er dann gewöhnlisch gar kein Sudsch hamwe ducht, awmer ich hen ihn doch nit diktröretische wolte un for den Riesen hen ich gefragt: Well, die Haupt-sach is, daß du selbst Rohnviedenz in dich hast, wenn es dann auch emal nit so ganz edstra gehn ducht, dann macht das weiter nids aus un wenn du arig tehrüf bist, dann werd ja auch die Sach schon schief gehn. Dann is er fort un ich sin emol ja die Wedesweilern gange, for in so e schwere Stund, wenn mer sein Mann un Hosband verliere ducht, dann muß e Frau un e Wummen en Freund hen, wo se e weinia Trost finde tann. Die Wedesweilern hat mich auch gleich getröset indem se die Rimmelhatten herbeigeholt hat un mich eins eingesse hat. Ich tann Ihne sage wenn en Mensch verag un in Trubel is, dann ducht so e Treppche verdoilt gut. Ich hen die Wedesweilern mein Trübel veräkt un da hat se gesagt: Lizzie, ducht dich nit truwele, der Philipp is abrecht un er werd schon en Sudsch draus mache. So viel an uns liege ducht, hen mer gedahn un der Wedesweilern hat ihn noch die feinste Battel Wisstee eingewickelt befor er an sein Tripp gange is. Well, hen ich gefragt, dann tann es ihn ja gar nit sehle, in mei Anseit hen ich awmer gebent, da tann mer widder emal sehn, was es for dumme Mensch da. Mensch, wo dente, daß intellschenter Sudsch von Brehnwert mit e Battel Schnaps erreicht wer'n tann! Ich hen awmer mit die Wedesweilern keine Zeit hamwe wolte, bitahs mer tann nie nit wisse, wie mer die Diebels emal brauche ducht un for den Riesen hen ich gar nids gesagt.

Der Wedesweilern is komme un hat seine Alte auch von den Philipp veräkt un was das beste war, er hat schon en Rieppert von sein erschte Spietsch gehabt; den hat er uns vorge-

lese un dabran hat es gesagt, die Hahl war so voll wie e Worschtörche ge-wese un wenn die Diebels wo da wäre, all zu gleicher Zeit Athem geholt hätte, dann wäre die Wahls enaus ge-dreht worde. Der Spieler hätte die deut die Wahrheit gesagt, wie se se in ihr ganzes Lewe noch nit gehört hen un es war e wahres Blessina, daß so en Mann hierherkomme war. E ganze Latt von die Inhabbitensräre gege die Saluhns gewese, awmer nachdem se den Spieler gehört hen, do sin se zu die Rohnfluhschen komme, daß der Saluh e Wohlthat is un en Sege un daß mitaus se, das Kontrie verlore war. Der Spieler is so epplaudet worde, daß jedem Mensch wo in die Hahl war, noch den ganze annere Dag die Ohre gebrummt hen un daß die Wahls gekehlt hen, als ob en Seil-luh drin gehaut hätte.

Well, Mister Edithor, das hat mich gut fühle mache; ich hen's awmer immer gesagt, der Philipp is e Diebsch; in den sted e ganze Latt Brehn un kommen Senz un es is nur e Frau wie mich nöthig un ihn zu grose Thabe zu inspiere. Mit allerhand Achtung

Hours
Lizzie Hanfstengel.

Gegenseitiger Respekt.

Kommerzienrath: Sie wollen also meine Tochter heirathen? Ja, was haben Sie denn eigentlich für ein Ein-tommen?
Freier: Ich habe die besten Aus-sichten, wenn ich vorläufig auch nur erst 3000 Mark Gehalt habe.
Kommerzienrath: „Hm, soviel braucht meine Tochter gerade zu Taschentüchern.“
Freier: Dann muß ich allerdings dankend ablehnen, denn eine Frau, die fortwährend mit so'ch einem fürchterlichen Schnupfen behaftet ist, könnte ich nicht dauernd um mich haben.

Schlagerfertig.

Schuzmann (der einen Einbrecher ertappt, wie er gerade einen Geld-schranke aufbrechen will): Kennu, was soll denn das heißen?
Einbrecher: Ach, ich wollte bloß mal sehen, ob mein Depot noch da ist, heututage tann man sich auf die Bantiers doch nicht mehr recht ver-lasfen!

Ein Schlauberger.

An einem Eisenbahnstheil herrscht ein fürchterlicher Käsegeruch, der einem Paket im Gepäckneig entströmt. Vermuthungen werden laut, und unter den Passagieren hat einer den an-deren im Verdacht, Besitzer des duffigen Rahnguts- und Genusmittels zu sein. Da hält der Zug auf einer Zwischenstation, und aus dem Nebenab-theil tritt ein Mann ein und sagt: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaf-ten, ich muß hier aussteigen und möchte nur mein Paket herausholen!“

Devisen Note.

Was, Sie wollen schon wieder bauen und haben ein ganz neues Haus?
Ich muß, mein Lieber! Alle ein-fachen Thüren müssen durch Doppelthüren ersetzt werden, denn sonst können meine Frau und meine Töchter mit ihren neuen Hüten nicht hindurch!

Durch die Blinne.

„Wie geht es denn dem jungen Arzte, der sich bei euch niedergelassen hat?“
„Niemlich schlecht! Anfangs hatte er wenigstens seine Freunde als Patienten!“
„Na, und jeht?“
„Jeht hat er auch keine Freunde mehr!“

Malitios.



„Mein Mann ist großer Antiquitätensammler.“
„Sammelte er schon, als Sie ihn heiratheten?“
„Ja, das that er.“
„Das habe ich mir auch gedacht!“

Unverbefferlich.



Dienstmann (als ihn der Herr Pro-fessor in der Zerstreuung mit einem freundlichen Dant anstatt mit Geld ablohnen will): Bitte, Herr Profes-sor, ich bekomme achtzig Pfennig für den Gang, ich bin nämlich ein Hono-rar-Dienstmann und kein Privat-Do-gent.“

Das schädliche Sigen.

Von Prof. Dr. C. C. Rawitz.

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein! Wer lange sitzt, muß rosten“, singt Schöffel in seinem herrlichen Wanderliede, und der gleiche Gedante findet sich gerade in der schönen Litteratur in Vers und Prosa vielfach ausgesprochen. Sehr richtig deutet schon die erste Strophe, das heißt der Hinweis auf die frische Luft, die naturge-mäße Korrektur des schädlichen Sigen an, und sehr richtig ist auch der Ver-leich dieser Schädlichkeit mit dem Rosten, das heißt mit dem Zerstörtwerden eines blanken Metalls, wobei man zu-rächst an den Stahl und die blante Waffe denkt, die in der Ruhe vom Rost verführt wird.

Frägt man sich nun, wie das Ebel-metall des menschlichen Körpers, das ohne allen Zweifel von Schöpfer ur-prünglich auf ausgiebige Bewegung und Kraftleistung zusammengeschiebet wurde, durch unnatürliches langes Sigen zum Stoden gebracht wird, so möchte man sich früher die Sache ziem-lich leicht und dachte im wesentlichen an den Kreislauf des Blutes, der durch langes Sigen zum Stoden gebracht wird, Blutüberfüllung der Eingeweide und fehlerhaftes Funktionieren dieser Organe hervorruft.

Im Lichte der neueren Forschung er-scheinen aber diese Schädigungen et-was complicirter, und es dürfte zu-nächst nützlich sein, wenigstens in gro-ßen Zügen die Gefahren zu schildern, die dem Körper durch unnatürlich lange ausgedehntes Sigen erwachsen. Diese Schädigungen sind verschieden je nach dem Lebensalter, und sie beginnen beim Kinde naturgemäß mit dem Zeit-punkte, wo dieses volle ungebundene Freiheit der ersten Kindheit aufgeben muß und dem Stadium der reinen Spielzeit in das der Verzeht übertritt. Über schon vorher bedingt oft, zumal bei Staltkindern, der Einfluß länge-ren Sigen einen Unterschied in der Entwicklung der kleinen Mädchen ge-genüber den Knaben, da letztere vielfach infolge eines falschen Erziehungsprin-zips schon von klein auf mehr auf-sichende oder zum mindesten fürpörlch unthätige Lebensweise hingeführt wer-den, während man den Knaben reich-lichere Gelegenheiten zu körperlicher Betätigung bietet. Die Folgen dieser unterschiedlichen Erziehungsweise ma-chen sich allmählich dadurch bemerkbar, daß bei den Mädchen drei Systeme in der Entwicklung zurückbleiben, nämlich die Muskulatur infolge geringerer Bewegung, das Blut, das das Brenn-material für den arbeitenden Muskel, nämlich den Sauerstoff, liefert, und das Herz, das bei geringem Blutbe-darf der Muskeln weniger Arbeit zu leisten hat und daher in seiner Ent-wicklung zurückbleibt. Wir finden daher bei kleinen Mädchen, die in einer solchen falschen, mehr sitzenden Lebens-weise während ihrer ersten Lebens-periode erzogen find, gegenüber ihren Brüdern, die bei der Geburt vielleicht weniger kräftig entwickelt waren, nicht nur schwächeren Muskeln und ein schwä-cheres Herz, sondern auch das Blut enthält ein Defizit an seinem wichti-ger Bestandtheil, dem Blutoxyg, gegen-über dem Blute der Knaben, wie man sich durch direkte Messungen am Blute überzeugen kann.

Die Schädigungen durch das langes Sigen in der Schule sind mannigfacher Art. Erstens wird auch hier in der geschilderten Weise die Ausbildung der Muskeln, des Blutes und des Herzens geschädigt, ferner treten Störungen des Blutes in den Unterleibsorganen mit Störung in der Verdauung auf, und manche Kindererzöge führen die so häufig auftretende Blutarmuth in der Schulzeit auf fehlerhafte Ferketzung des Darminhaltes infolge von Stuhl-trägheit zurück, die durch das lange Sigen veranlaßt wird. Nicht weniger leidet das Nervensystem unter der Verlangsamung des Blutumlaufes, denn gerade diese Organe und beson-ders das Gehirn haben das stärkste Bedürfnis nach Zufuhr frischen Blutes, und wer selten daher Nervosität und Nervenschmerzen verschiedener Art sich ebenfalls auf der Basis des langes Sigen entwickelt.

Es könnte nun vielleicht jemand ein-wenden, daß die paar Schulstunden schwerlich so erheblich schaden könnten; indeß ist doch zu berücksichtigen, daß ein Kind von etwa neun bis zehn Jahren, wenn es richtig gehalten wird, zehn bis elf Stunden Nachtschlaf, also völlige Ruhe hat, daß die vier bis fünf Schulstunden mit ein bis zwei häuslichen Arbeitsstunden und dazu noch die nöthige Essenszeit bemnach fast die Hälfte der Tageszeit in Anspruch nehmen, so daß die für die körperliche Bewegung übrige Zeit thatsächlich viel zu kurz ist.

In späteren Jahren sind es gewisse Berufs, die durch zu vieles Sigen in ganz besonderer Weise gefährdet sind, wie z. B. das große Heer der hohen und niederen, in der Office thätigen Beamten, Juristen, Schreiber usw. Wir finden hier, wo es sich um Men-schen mit ausgewachsenem Körper handelt, in erster Linie die Schädigung durch Blutstauung, durch Ver-dauungsstörung, durch fehlerhafte Zer-setzung der Nahrungstoffe im Darm bei chronischer Stuhlträgheit, und wir müssen annehmen, daß hierbei schäd-liche Stoffe ins Blut überreten, die reizend und schädigend auf das Ner-vensystem wirken, oft auch das Blut schädigen und manchmal im Verein

mit gestörtem Appetit und Verdauung einen schweren Zustand allgemeiner Ernährungsstörung und Blutarmuth hervorbringen. Die sprichwörtlichen Klagen über Launenhaftigkeit, Ge-reiztheit und wechselnde Stimmung bei Officelenten sind in der Regel auf diese schädlichen Folgen des Sigen zurückzuführen. Neben diesen allge-meinen Störungen des Organismus bedingt das lange Sigen noch gewisse örtliche Erscheinungen in den Beden-organen, die sich in Blutüberfüllung, häufig verbunden mit Erweiterung gewisser Blutgefäße (Hämorrhoiden) äußern und mannigfache Beschwerden hervorbringen.

Wenn wir somit sehen, daß über-trieben langes Sigen den Körper des heranwachsenden in seiner Entwic-klung schädigt, den Erwachsenen aber mit direkter und indirekter Gefähr-dung seiner Gesundheit bedroht, so muß es hier wie bei all den vielen an-deren Schädlichkeiten des täglichen Le-bens Aufgabe sein, vorbeugend einzu-wirken und Mittel und Wege zur Ver-minderung dieser Gefahren anzugeben. Sind bereits wirklich trantfaste Ver-änderungen durch diese Schädlichkeiten entstanden, so ist es Sache direkter ärztlicher Behandlung, Heilung zu schaffen, allein es ist hier nicht der Ort, auf diese recht schwierige Auf-gabe der Heilkunde einzugehen. Wich-tiger ist es ohne Zweifel, daß nicht nur das große Publikum, sondern auch die Behörden sich dieser Gefahren klar be-wußt werden und alles vermeiden, was über das unumgänglich notwendige Maß von Sigen, zumal im jugend-lichen Alter, hinausgeht.

Nach dem oben Gesagten ist es ohne weiteres klar, daß im ersten Kindes-alter beide Geschlechter gleichmäßig reichliche Gelegenheiten zu körperlicher Betätigung haben müssen, und es dür-fen bis zur Periode der geschlechtlichen Entwicklung nicht in der Quantität, sondern nur in der Qualität der kör-perlichen Übungen Unterschiede bei Knaben und Mädchen bestehen. In der Schule ist eine Verminderung der Stundenzahl nicht nur wegen der hier geschilderten Gefahren aufs dringende-ste erforderlich. Es ist vom hygieni-schen Standpunkt ganz unzulässig, zarte Kinder schon vom zehnten Le-bensjahr ab fünf Stunden hinterher-inder in die Schulstube zu stecken, denn neben der viel zu langes geistigen Anspannung machen sich auch die rein körperlichen Schädigungen durch das lange Sigen geltend. Durchaus nützlich ist eine gehörige körperliche Be-wegung in den Zwischenstunden, auch leichte gymnastische Übungen durch Aufstehen, Kumpf- und Armbewegun-gen während des Unterrichts sind sicher sehr zweckmäßig.

Vor allem muß natürlich durch das Elternhaus eine Korrektur dieser Schädigungen durch reichliche Gelegen-heit zu körperlicher Betätigung in und außer dem Hause gegeben werden. Spiele, Sport, Märche usw. bieten die besten Mittel hierzu, und nur bei sehr selten Kindern bedarf es sorgfäl-tiger Erwägung und ärztlichen Bei-rathes, ob vielleicht durch Vegeturen im Freien mit Schonung der schwachen Kräfte und Nerven und mit besserer Bluterföschung des Gehirns der rich-tige Weg einzuschlagen ist. Abgesehen aber von diesen Fällen muß das allge-meine Prinzip bei der Vorbeugung immer in ausgiebiger körperlicher Be-wegung, und zwar am besten in der freien Luft liegen, und die immer zu-nehmende Beliebtheit des Ballspiels in allen Formen sowie der vielen son-stigen Spiele im Freien, des Sports und der Reiten zeigt, wie sehr auch die Erwachsenen heute die Wohlthaten der Bewegung im Freien als Korrektur des berufsmäßigen, schädlichen Sigen empfinden.

Ein günstiger Zufall.

Stud. med. Schlauberger sah wieder einmal atq. im trodnen. Ver-geden hatte er schon die längste Zeit seine Bude durchstöbert — es fand sich kein verzeßbarer Gegenstand mehr vor.

Doch halt — was ist das? „Müllers spezielle Chirurgie“ — an den alten Schmöder hatte er gar nicht mehr gedacht. Fünf Mark konnte man wohl darauf bekommen, und damit war ja das Vaterland vorläufig ge-rettet. Um einige lose Blätter einzu-klöben, sah er nach dem Gummirolle. Doch der Gummi war eingetrocknet. Er hat daher seine Wirtbin um ein Glas Wasser.

Oben blätterte er in dem umfang-reichen Werke — Frau Meier hatte das Wasser schon vor ihn hingestellt — da öffnet sich die Thür — „Ah, guten Morgen, lieber Onkel! Das ist aber eine Liebererzählung!“ „Guten Morgen, Otto! ... Was machst Du da? ... Oho, was seht ich? Hat man sich endlich zum Studiren entschlossen? Das ist wader! ... Und Wasser — ja, das ist ein gefundener Trunt — bei dem bleibt nur, lieber Otto!“

„O Onkel, Wasser ist mein liebtes Getränk — das hab ich beim Studiren immer vor mir stehen!“ Schlauberger brachte nicht mehr ins Leibant zu gehen — der Onkel war heute sehr splendid.

Halbe Ausbildung führt oft zu ganz-er Einbildung.

Unter den Spigen der Gesellschaft findet man oft die flachsten Menschen.

Indische Zauberkunst.

Ueber die Yogins, jene indischen Asketen, deren Religions-eifer hart an der Narkose grenzt, und die ihnen eigenen, angeblich übernatür-lichen Kräfte hat man schon recht viel geschrieben. Aber das Interessanteste, was wir auf diesem Spezialgebiet be-figen, ist erst neuerdings von Richard Schmidt dem deutschen Publikum dar-geboten worden. In einem Buche, Fatire und Fatirkunst im alten und modernen Indien, hat der bekannte Indienforscher das riesige Material über die Zauberkünste der Yogins kri-tisch gesichtet und mustergetüßig bearbeitet. Der Verfasser stellt vielen Zau-berkünsten der Fatire recht skeptisch gegenüber, trotzdem muß er bei einer großen Zahl von Yogin-Kunststücken sich darauf beschränken, sie nach Be-richten einwandfreier europäischer Zeugen wiederzugeben, ohne Erklärun-gen über ihre Ausführung auch nur zu versuchen. Ich denke sicherlich sehr nüchtern über alle jene Fatirkünste, die imstande sein sollen, dem Adepten übernatürliche Kräfte zu verleihen, und ich sehe in den allermeisten Yogins Tageshebe und Schwindler; aber ich verzehne auch durchaus nicht, daß die Yoga-Lehre und Yoga-Praxis die Aufmerksamkeist auch noch andererfor-scher verdient als bloß der Sanstiti-tuten.“ Hervorgehoben zu werden ver-dient, wie Schmidt immer und immer wieder betont, daß die Yogins-Künfte mit Okkultismus und der vielen Di-mensionen absolut nichts zu thun haben, Es sind glänzende Vorbereitungen und erst nach langjähriger Vorbereitung aus-geführt, oft viele Generationen hin-durch in einer Familie geübte Taschen-spielertricks, und nichts als solche, wenn sie auch unerklärlicher erscheinen als die Gauklerproduktionen auf den Varietébühnen.

So erzählt Schmidt nach einer eng-lischen Quelle von einem gewissen Haf-san Khan folgendes:

Hassan Khan war ein Zaubere von Beruf, nicht einmal ein Künstler, aber er ließ sich gelegentlich überreden, seine absonderlichen Künste vor einem klei-nen Kreis vorzuführen. Er pflegte eine beliebige, in einer solchen Sitzung an-wesende Person aufzufordern, irgend eine Sorte Wein zu verlangen, und so-bald die bestimmte Sorte genannt war, jene zu bitten, ihre Hand unter den Tisch oder auch hinter die Thür zu hal-ten, und eine Flasche des gewünschten Weines, mit der Etikette einer wohlbe-kannten Firma in Kallutta, wurde in die ausgestreckte Hand gestekt. Auch Cakes, Cigaretten und ähnliches er-schienen auf eben solch geheimnißvolle Wei-se, fogar im Eisenbahnwagen während der Fahrt.

Die Experimente eines Yogi Namens Govindaswamin würden unsere Spiritis-ten als Geisteschrift bezeichnen. Der Heilhaber an dieser „Seance“ be-richtet: „Wir schüttelten seinen Sand auf den Fußboden und gaben ihm eine möglichst ebene Oberfläche. Dann: sehte ich mich, mit Papier und Bleistift ver-sehen, an meinen Tisch. Der Fatir nahm ein Stück Holz und legte es vor-sichtig auf die Hand. — „Gieb acht!“ sagte er. „Wenn das Holz sich von selber aufrichtet und du beschreibst so-dann mit dem Bleistift auf dem Pa-pier beliebige Figuren und Arabesken, so wird es unten auf dem Sand genau dieselben Bewegungen machen.“

Hierauf streckte er wieder seine Hän-de aus, und nach wenigen Minuten schon richtete sich das Holz auf, so wie er gesagt hatte. Jede Figur, mochte sie noch so wirr und verwickelt sein, die ich nun auf mein Papier zeichnete, wurde in dem gleichen Augenblick unten auf dem Fußboden in den Sand gegraben. — Hieft ich still, so hielt auch der Stab inne. Der Fatir stand währenddessen weit davon entfernt an der Wand, und wenn ich auch die Figuren, die ich zeichnete, sorgfältig mit der Hand ver-borgte, so hörte das das Phänomen dennoch nicht im geringsten.“

Nach weit geheimnißvoller als das eben erzählte Kunststück mochtet das folgende an:

Ein Fatir warf ein Garnnähel in die Luft. Es flog so hoch, bis er vor den Augen des bestürzten Publikums verschwand. Während seines Fluges wickelte es sich auf. Ein Ende des Nähels blieb am Erdboden, während das andere Ende anscheinend bis in die Wolken hineinreichte. Nun gebot der Fatir einem Jungen, hinaufzuste-igern. Der Knabe gehorchte und klet-terte so schnell, daß man ihn bald nicht mehr sehen konnte. Sofort befaht ihm der Fatir, wieder umzukehen, ohne trotz mehrfacher Wiederholung des Be-fehls Gehorham zu leisten. Da ergriff er während ein Messer und kletterte dem Knaben nach. Nach einer kurzen Pause erwartungslosen Stillschwe-igens hörte man in der Luft einen ent-schiedenen Schrei, und die blutigen Glieder, Kopf und Kumpf des Jun-gen, tamen einzeln heruntergeflogen. Das enttäuschte Publikum nahm eine drohende Haltung an, sodas sich der zurückkehrende Fatir, anscheinend um sein Leben besorgt, bewogen fühle, sein Verbrechen wieder gut zu machen. Er setzte die Glieder des Jungen zu-sammen, murmelte Gebete und be-schrieb mit dem Finger geometrische Figuren in der Luft. Sogleich fügte sich der zerstückelte Leichnam zu-fammen, und der Knabe sprang fröhlich lachend wieder auf. — Diese Vorfüh-rung, die von verschiedenen Yogins viele Male veranstaltet wurde, wurde

in einem Protokoll bis in die kleinste Einzelheit beschrieben und dies von den Zuschauern nach genauer Durch-sicht unterzeichnet. Wie überrascht waren alle, als ihnen ein amerikanis-cher Journalist mehrere photographi-sche Aufnahmen der gleichen Vorstel-lung zeigte. Auf jedem Bild konnte man den Fatir und seinen Jungen be-gleichlich schmunzelnd auf einer Matte sitzen sehen. Von anderen Dingen war nichts zu entdecken. — Der Fatir war während der ganzen Sitzung nicht von seiner Matte aufgestanden, hatte in Wirklichkeit die Vorgänge unter Konzentration seiner Aufmerksamkeit nur erzählt, und das faszinierte Pu-blikum hatte alle Munden in der ei-genen Phantasie lebhaftig gefaucht. Auf die leblose photographische Matte konnte sich der Einfluß des Magiers nicht erstrecken. Es gibt hierfür, wie wohl für alle phantastischen und un-glaublich erscheinenden Yogi-Kunst-stücke, nur eine Erklärung: Der Hindu hypnotisirt seine Zuhörer. Er bringt deren Geist in einen derartigen Zu-stand, daß die Vorstellung nichts als Einbildung ist.

Der ehemalige französische Ober-richter Jacollot in Chandernagore erzählt von einem anderen Experiment, bei des-sen Ausführung leider kein Photo-graph zur Stelle war:

„Der Fatir stellte einen kleinen Kup-ferherd, wie sie in Indien zum Ver-brennen von Räucherwerk dienen, in die Mitte der Terrasse und legte Räu-cherwerk darauf. Dann nahm er seine gewöhnliche Stellung ein und begann seine Beschwörungen. Als er damit zu Ende war, verkehrte er in seiner Stel-lung, die linke Hand auf dem Herzen, die rechte auf seinen Bambusstock mit den sieben Knoten gestützt. Ich dachte, er werde, wie früher einmal, in kata-leptischen Schlaf verfallen, aber es war nicht der Fall. Von Zeit zu Zeit drück-te er seine Hand an die Stirn. Plog-lich gab es mir einen Ruck. Eine phos-phoreszirende Wolfe schien sich inmit-ten des Zimmers gebildet zu haben, und mit großer Schnelligkeit zudten men-schenähnliche Hände aus ihr hervor. In einigen Minuten wurden diese Hände weniger dampfänglich und ge-wannen an Deutlichkeit. Manche wa-ren leuchtend und durchscheinend, so daß man durch sie hindurch die Gegen-stände sehen konnte. Andere wieder waren dicht und warfen Schatten wie gewöhnliche materielle Dinge. Ich zählte ihrer sechszehn. Ich wollte den Fatir fragen, ob ich die Hände berüh-ren könne. Da trennte sich eine von ihnen los und drückte meine ausgestre-ckten Finger — sie war weich und klein wie die eines jungen Weibes. Dellei Erscheinungen dauerten fast zwei Stunden an. Eine Hand warf mir Blumen zu, eine andere fuhr mir über's Gesicht, wieder andere schrieben Säge an die Wand, die einen Augenblick auf-leuchteten und dann verschwand. Ein-ige der Worte notierte ich schnell mit Bleistift, zum Beispiel: Diowapour gathwa (Sanskrit) — Ich habe mich mit einem fluidischen Körper befele-t.“

Eine Winterreise nach dem Nord-pol.

Die Forscherfahrten, die die Ent-deckung und Eroberung der beiden Pole der Erde zum Ziele haben, sind in diesem Jahre zahlreicher als je zu-vor. Die Expeditionen des Leutnants Shackleton und des ehrgeizigen Fran-zosen Dr. Charcot auf ihre Fahnen ge-schrieben; auf dem Wege zum Nordpol befindet sich der berühmte amerikani-sche Forscher Bearp. Jetzt will Kap-tän Amundsen, der die berühmte Nord-westdurchfahrt gefunden hat, vor der Geographischen Gesellschaft in London ein neues Projekt zur Erreichung des Nordpols darlegen. Zu allen diesen Forscher-n kommt nun noch ein junger Engländer Namens Alfred Harrison hinzu; dieser junge Forscher hat einen originellen Forschungsplan, der an Schönheit alle anderen übertrifft. Al-fred Harrison ist Verfasser eines Buches mit dem Titel: „Auf der Suche nach einem polaren Festland“, in wel-chem er seine Forschungsreisen an den Stützen des Polarmeres sehr anschau-lich schildert. Er lebte länger als ein Jahr unter den Eskimos und hat wäh-rend dieser Zeit ihre Sprache gelernt. Jetzt will er jenen unbefannten Theil der Erde, der zwischen Spitzbergen und der Prinz Patricz-Insel liegt, zu erfors-chen und auf diesem Wege zum Pol zu gelangen suchen. Auf den Einwand, daß der Pol sich vielleicht nicht auf ein-tem Festlande, sondern mitten im Eismere befinden könnte, antwortet der Forscher, daß dies bei einer winterli-chen Expedition gar nicht in Betrach-t kommen würde. Der originelle Theil des Harrison'schen Projektes besteht nämlich darin, daß die Forscherfahrt im Winter von Hatten gehen soll. „Die meisten arktischen Forscher“, so erklärt Herr Harrison, „bleiben während des Winters in ihren Winterquartieren. Ich dagegen will meine Fahrt im Ok-tober beginnen. Nach meiner auf Er-fernung beruhenden Ansicht ist der Winter für Forschungsreisen in den arktischen Gegenden die günstigste Jah-reszeit. Der Schnee ist dann viel fe-fest, und die Temperatur ist nicht viel niedriger als in den andern Jahreszei-ten.“ Harrison behauptet, daß seine Expedition nicht allzu viel kosten wür-de; mit 30,000 Dollars würde die Sa-che sich machen lassen.